Begegnungen mit Marie Juchacz in der Emigration

Walter Friedlander/Eva Pfister

1. Walter Friedlander

Meine persönliche Bekanntschaft mit Marie Juchacz geht auf den Dezember 1919 zurück, als sie mich zu einer Besprechung bat. Sie hatte kurz zuvor die Arbeiterwohlfahrt als Organ der SPD und der freien Gewerkschaften im Einverständnis mit dem Parteivorstand gegründet und lud mich ein, dem Sachverständigen-Beirat der Organisation beizutreten. Ich nahm dieses Angebot an. Im Jahre 1922 traten dann, nach der Vereinigung der SPD und der USPD, noch andere Unabhängige Genossen, Dr. Julius Moses und Anna Nemitz, in den Hauptausschuß ein.

In den folgenden Jahren entwickelte sich eine gute kameradschaftliche Beziehung zwischen Marie Juchacz und mir und machte es für mich leicht, nach der Reichskonferenz von 1925 den Vorsitz in dem neu errichteten »Fachausschuß für Jugendwohlfahrt« zu übernehmen, der in vielen Fragen mit dem »Anstaltsfachausschuß« zusammen zu arbeiten hatte, welcher unter der Leitung von Maries Schwester, Elisabeth Kirschmann-Roehl, stand.

Ich war unterdes Stadtrat im Berliner Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg und stellvertretender Vorsitzender der deutschen Sektion der Internationalen Vereinigung für Jugendfürsorge geworden, so daß ich diese Verbindungen meiner Arbeit für die Arbeiterwohlfahrt zur Verfügung stellen konnte.

Unser gutes Verhältnis erwies sich besonders, als im Jahre 1925 die Arbeiterwohlfahrt mit Genehmigung des Preußischen Volkswohlfahrtsministeriums Ausbildungskurse einführte, in denen besonders Kräfte aus der Arbeiterschaft fachlich ausgebildet wurden. Als Vorsitzender der Fachkommission Jugendwohlfahrtspflege wurde ich von Marie Juchacz gebeten, als Mitglied des Lehrkörpers an der Ausbildung mitzuarbeiten. Schon in den beiden vorangehenden Jahren hatte ich unter der Leitung von Dr. Carl Mennicke an ähnlichen Ausbildungskursen im Rahmen der Berliner Universität mitgewirkt, an denen unter anderen auch Lotte Lemke, die spätere Nachfolgerin von Marie Juchacz als Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, teilnahm.

Im Jahre 1927 entschloß sich die AW, auf Anregung von Marie Juchacz' Schwester, Elisabeth Kirschmann-Roehl , in der Lüneburger Heide, in der Nähe von Soltau, ein eigenes Fürsorgeheim für gefährdete und straffällige Mädchen zu errichten. Auf Wunsch Marie Juchacz' nahm ich als Vorsitzender der Fachkommission Jugendwohlfahrtspflege mit Elisabeth an der Besichtigung des Anwesens teil. Bei der Übernahme des Geländes, bei der Marie mit uns zum »Immenhof« kam, wurde dann aus meinem Jugendamt Dr. Hanna Eisfelder, die ich hierzu freigestellt hatte, als Leiterin des »Immenhof« bestellt.

Nach der Machtübernahme der Hitlerverbrecher im Jahre 1933 mußte Marie Juchacz mit den anderen Mitgliedern des Parteivorstandes aus Deutschland fliehen, weil sie sonst der Ermordung ausgesetzt gewesen wäre. Während die meisten Mitglieder des Parteivorstandes nach Prag gingen, wurde Marie nicht aufgefordert, sie dorthin zu begleiten, was sie mit Recht enttäuschte. Da ihre Schwester Elisabeth leider im Herbst 1930 nach einer Verletzung durch Naziverbrecher gestorben war, ging die 54jährige Marie nun mit ihrem Schwager, Emil Kirschmann, nach Saarbrücken, wo sie im deutschsprachigen Saargebiet, nahe der deutschen Grenze, hofften, ihren Kampf gegen die Naziherrschaft fortführen und den zahlreichen dorthin kommenden Flüchtlingen helfen zu können. Sie hofften wie viele andere damals, daß das Saargebiet unabhängig von Nazi-Deutschland bleiben würde. Marie eröffnete einen Mittagstisch für Flüchtlinge, für den sie selbst kochte, und wo sie vielen verzweifelten Flüchtlingen Mut zusprach. Daneben half sie ihrem Schwager, der mit Wilhelm Sollmann eine Zeitung, »Die Freiheit« gegründet hatte, auch bei seiner Arbeit. Leider erfüllte sich Maries Erwartung nicht; die Volksabstimmung im Saargebiet entschied sich für den Anschluß an das Nazireich. So mußte Marie mit Emil Kirschmann und anderen Parteigenossen Saarbrücken verlassen; sie zogen zunächst nach Mühlhausen im Elsaß, nahe der deutschen Grenze, wo sie weiter Deutsch sprechen konnten und von neuen Flüchtlingen über die Vorgänge in Deutschland unterrichtet wurden.

Ihre Hoffnung auf ein baldiges Ende des Hitler-Reiches erfüllte sich leider nicht. Als die deutschen Heere bis Paris vorgedrungen waren, beschloß die französische Regierung, das Elsaß von deutschen Flüchtlingen zu räumen. Marie konnte nur ein paar notdürftige Kleidungsstücke und etwas Wäsche in einem kleinen Bündel mitnehmen. Sie wurde mit ihrem Schwager in ein Dorf in der Nähe von Pau zu Bauern eingewiesen, die Angst vor den Nazis hatten und den deutschen Flüchtlingen mißtrauten.

Im Herbst 1940 hatte in Amerika eine Rettungsaktion für die von den Nazis bedrohten deutschen Flüchtlinge begonnen. Auf Drängen des Vorsitzenden des

amerikanischen Gewerkschaftsbundes, William Green, bei Präsident Roosevelt, unterstützt von Eleanor Roosevelt und vom Jewish Labor Committee, das sich bereit erklärte, die Reise nach Amerika zu bezahlen, wurde die Zusage von 125 Notvisen für Amerika erreicht. Marie und ihr Schwager waren auf dieser Liste, lehnten aber ab, schon jetzt Europa zu verlassen, da sie noch immer auf einen baldigen politischen Umschwung und eine Rückkehr hofften.

Das weitere Vordringen der Naziheere nach Frankreich machten Marie und ihren Schwager doch bedenklich. Sie versteckten sich auf kurze Zeit in den Pyrenäen, kehrten dann aber nach Marseille zurück. Im Frühjahr 1941 erhielten Marie und ihre Freundin, Käthe Fey, von der französischen Regierung das Ausreisevisum in Marseille. Emil Kirschmann aber war das Visum versagt worden. Doch ein französischer Oberst brachte ihn heimlich auf ein anderes Schiff, das Marie und Käthe Fey dann in Martinique einholte.

Marie und Käthe Fey waren auf einem jämmerlichen Frachtdampfer ohne Reeling und Aborte nach Martinique vorangefahren. Sie mußten im Laderaum auf einer Pritsche schlafen und bekamen erbärmliches Essen. In Martinique wurde es noch schlimmer. Als sie ankamen, wurden sie von französischen Soldaten durchsucht, die ihnen Geld und Schmucksachen raubten. Dann wurden sie in einer verlassenen Quarantäne-Station ohne frisches Wasser und ohne hygienische Gelegenheiten festgehalten. Erst als eine junge Emigrantin, die unterdes Französin geworden war und ein kleines Kind hatte, sich bei dem Gouverneur, Admiral Robert, beschwerte, wurden sie alle nach zwei Wochen auf ein anderes Schiff gebracht, mit dem sie am 29. Mai 1941 in New York eintrafen.

Am Qual in New York wurden die Ankömmlinge von Emils Bruder, Robert Kirschmann, begrüßt, der mit seiner Familie zwei Jahre früher nach Amerika gekommen war und sich als Arbeiter ein bescheidenes Einkommen verdiente. Er nahm Marie, Emil und Käthe Fey in seinem kleinen Haus in Merden, im Staate Connecticut, nicht weit von New York, freundlich auf und gab ihnen auch etwas Taschengeld. Doch Marie und Emil wollten ihm nicht auf längere Zeit zur Last fallen. Marie schrieb deshalb an Hertha Kraus, frühere Stadtdirektorin von Köln, die als Professorin an der Universität Bryn Mawr, nahe Philadelphia, tätig war. Auf deren Aufforderung besuchte Marie sie dort und folgte ihrem Rat, sich an das Quäker-Komitee in New York zu wenden. Dieses Komitee brachte sie dann im Herbst 1941 in dem Quäker-Aufnahmeheim »Scattergood« in Iowa unter.

Emil Kirschmann und Käthe Fey zogen nach New York und trennten sich von Marie. Als Marie auf dem Wege nach Scattergood nach Chicago kam, besuchte sie meine Frau und mich und wohnte ein paar Tage bei uns. Sie traf in diesen Tagen in Chicago noch eine Reihe von Genossen und Freunden, darunter Louise Oppenheimer, Hanna Hellinger, Erna Magnus und Felix Kautsky, den ältesten Sohn von Karl Kautsky.

Als sie nach Scattergood kam, wurde sie dort freundlich empfangen und vor allem in der englischen Sprache unterrichtet. Von Scattergood kam sie in den folgenden Monaten noch mehrfach zu kurzen Besuchen zu uns nach Chicago und zu Louise Oppenheimer und ihrem Mann. In Scattergood war sie auch oft mit Marianne Welter und Nora Hackel zusammen, die damals auch zu den Gästen gehörten, und mit Noras Mutter, Frau Hedwig Hackel, teilte sie ein Zimmer. Marianne Welter und Nora Hackel waren beide Mitarbeiterinnen von mir im Jugendamt in Berlin. Marianne Welter war danach lange Professorin in der Adelphi Universität im Staate New York und lebt jetzt in La Jolla in Kalifornien, wo sie an einem sozialpädagogischen Institut arbeitet. In Berlin hatte sie bis 1933 eines meiner Tagesheime für arbeitslose Mädchen geleitet. Später, nach dem Kriege, hat sie auch Marie Juchacz öfter in Deutschland besucht.

Es war bemerkenswert, mit welcher Selbstüberwindung die damals 62 Jahre alte Marie, mit keinerlei fremdsprachiger Vorbereitung, sich dem Erlernen der englischen Sprache zuwandte. Es fiel ihr auch sehr schwer, die amerikanischen Grundeinstellungen und Sitten zu verstehen und sich an die amerikanische Lebensart zu gewöhnen. Obwohl sie in ihrer Grundhaltung dem deutschen Wesen verbunden blieb, war sie fähig, allmählich die verschiedenartigen amerikanischen Einstellungen anzuerkennen und ihre guten Seiten zu betonen.

Im Herbst 1942 kehrte Marie nach New York zurück, wo sie wieder mit Emil Kirschmann und Käthe Fey zusammen wohnte. Bei einem ihrer letzten Besuche in Chicago hatte sie auf unsere Veranlassung meinen Cousin, Dr. Ernst Haase, aufgesucht, der ihr zweckmäßige Medizin verschrieb und sie über ihren Gesundheitszustand beruhigte. In New York schloß sie sich bald an einer Gruppe des Workmen's Circle an und wurde Vorsitzende einer deutschsprachigen Sektion dieser Organisation. Sie unternahm die briefliche Verbindung mit Gesinnungsgenossen in Frankreich und organisierte Hilfesendungen an notleidende Menschen dort.

Nach dem Kriege konnte Marie Juchacz diese bescheidenen Anfänge in einer größeren Organisation aufgehen lassen: in der »Arbeiterwohlfahrt USA, Hilfe für die Opfer des Nationalsozialismus«. Sie konnte als Vizepräsidentin und spätere Präsidentin dieser Organisation der in Deutschland wiedererstandenen

Arbeiterwohlfahrt vielfältige Hilfe angedeihen lassen durch Pakete mit Lebensmitteln und Kleidung.

Im Juli 1946, ein Jahr nach dem Ende des Krieges, forderte mich Marie auf, an der Westküste eine Zweigstelle der Arbeiterwohlfahrt zu gründen. Ich konnte ihrem Wunsch nicht entsprechen, weil hier bereits eine Sonderorganisation der europäischen Selbsthilfe bestand, die ich 1936 in Chicago gegründet hatte und der man keine Konkurrenz machen durfte.

Marie schrieb mir im Sommer 1946 auch, daß die Arbeiterwohlfahrt in Deutschland nach dem Kriegsende einen erfreulichen Wiederaufbau unter Führung von Lotte Lemke vollzogen hatte. Auch hörte ich zu dieser Zeit von der Gründung der Arbeiterwohlfahrt in Baden, Württemberg und Hessen unter der Leitung des Genossen Dreher und verständigte Marie davon. Ich schrieb ihr auch vom Besuch Paul Hertz' in Kalifornien, bevor er als Senator nach Berlin zurückkehrte.

Marie Juchacz wurde nun von vielen Freunden in Deutschland gebeten, in die Heimat zurückzukehren. Hedwig Wachenheim war dort Ende 1946 nach Süddeutschland von der amerikanischen Besatzung berufen worden, um in der Wohlfahrtsverwaltung zu arbeiten und unterrichtete Marie über die Notstände nach dem Kriege. Meine Freundin Regina Kägi, die Vorsitzende der Schweizer Arbeiterhilfsorganisation, schrieb an Lotte Lemke, wie schön es wäre, wenn Marie Juchacz zu ihnen in die Schweiz kommen könnte, was Lotte Lemke auch Marie wissen ließ.

Endlich entschloß sich Marie, Amerika zu verlassen. Die Arbeiterwohlfahrt in New York verabschiedete Marie als ihre Präsidentin mit einer großen Feier, an der zahlreiche Vertreter aller deutsch-amerikanischen Verbände und Zeitungen teilnahmen.

Am 20. Januar 1949 verließ Marie Juchacz New York auf einem Frachtschiff, das sie nach Deutschland heimbrachte.

2. Eva Pfister

Es ist mir nicht mehr genau in Erinnerung, wann ich Marie Juchacz kennenlernte – es muß wohl im Jahr 1942/43 gewesen sein. Die meisten von uns neuen Emigranten kamen 1940/41 nach New York; viele von uns kamen, oft auf Umwegen, von Paris. Marie dagegen und Emil und Käthe Kirschmann hatten als Emigranten im Saargebiet gelebt. Dies zur Erklärung, warum unsere Beziehung, die sich zu einer wirklichen Freundschaft entwickelte, erst in New York begann.

Ihr Name war mir natürlich ein Begriff. Unter den deutschen und österreichischen Genossen, mit denen wir in den Pariser Jahren zusammenarbeiteten und in regelmäßiger Verbindung standen, wurde von ihrer Persönlichkeit wie von ihren Leistungen in der Weimarer Republik, besonders in der Sozialfürsorge, mit Ehrfucht gesprochen. Für mich, die, viel jünger als Marie, die Weimarer Republik aktiv nur in den letzten Jahren als Mitglied einer kleinen sozialistischen Gruppe (des ISK) erlebt hatte, war Marie damals mehr Geschichte als lebendige Persönlichkeit.

Wir Emigranten aus Paris hatten uns dort, dann in Konzentrationslagern in Mittel- und Südfrankreich und während der Wartezeit in Montauban (wo der sozialistische Bürgermeister den österreichischen und deutschen Sozialisten eine vorläufige Heimat bot, wie er das einige Jahre vorher für die überlebenden des spanischen Bürgerkrieges getan hatte) so gut kennengelernt, wie das nur in Perioden großer Not in relativ kurzer Zeit möglich ist. Nun waren wir in New York gelandet. Wir wurden freundlich, oft warm, empfangen von deutschen und österreichischen Genossen, die früher gekommen waren, auch von amerikanischen Gesinnungsfreunden, ganz besonders vom Jewish Labor Committee, das es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, den von Hitler Bedrohten das Überleben zu ermöglichen. Aber trotz aller Hilfe war natürlich nach einer kurzen Anlaufzeit jeder im wesentlichen auf sich selber angewiesen, auf seinen Willen, sich der neuen Situation anzupassen, entweder eine neue Heimat zu finden oder die schwere Zeit im fremden Land irgend wie zu überstehen, bis es wieder möglich sein würde, zurückzugehen und sich in seinen alten Wirkungskreis einzuschalten.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß für die meisten von uns, ganz besonders für die Älteren, diese Emigrations- und Kriegsjahre in New York eine einsame, schwere Wartezeit darstellten. Wir hatten wenig Bedürfnis, uns den

ganz neuen Umständen mehr als unbedingt nötig anzupassen. Und so blieben wir wie eine Insel von Schiffbrüchigen im großen Meer von New York, das uns zwar großzügig ein Leben ermöglichte, das aber keine Heimat wurde – die wesentlichen Bindungen lagen in Europa – und soweit man die Hoffnung auf eine Zukunft lebendig halten konnte, war die auch nach drüben ausgerichtet.

Marie verbrachte die ersten Monate nach ihrer Ankunft nicht in New York, sondern in Scattergood, einem Quäker-Heim, wo sie sich darum bemühte, englisch zu lernen. Im Herbst 1942 kam sie zurück zu Emil und Käthe Kirschmann nach New York, und kurz danach lernten wir uns kennen. Was es war, was uns miteinander in »Seelenverwandtschaft« verband, ist schwer zu definieren. Aber eine spontane Beziehung war sofort da, blieb bestehen und wurde stärker.

New York ist eine riesengroße Stadt, und es ist zeitraubend und mühsam, von einem Stadtteil zum anderen zu kommen. So trug die Tatsache, daß sehr bald eine kleine Wohnung für Marie und Emil und Käthe gefunden wurde, die man von unserer Wohnung in der West-Bronx leicht zu Fuß erreichen konnte, viel dazu bei, daß wir uns näher kamen, und ohne Anstrengungen in ständigem Kontakt sein konnten. Maries Wohnung war in der Nähe eines kleinen Parks – eine Oase für uns, die wir uns in der Steinwüste oft etwas verloren fühlten. So sahen wir uns regelmäßig bei ihr und bei uns, und auf Spaziergängen im Park; und unsere Unterhaltung darüber, was drüben vor sich ging, was unsere Vergangenheit gewesen war, und was für Hoffnungen und Ideen wir für die Zukunft hatten, brachten uns einander näher und näher. Marie war damals ungefähr so alt wie ich es heute bin, und fünfunddreißig Jahre sind seit jener Zeit vergangen. Ich arbeitete in der Emigrantenhilfe und eine meiner Aufgaben bestand darin, den Ältesten unter den emigrierten Genossen, die nicht mehr arbeiten konnten, zu einem einigermaßen sorgenfreien einfachen Leben zu verhelfen – mit der großzügigen Unterstützung des Jewish Labor Committee, und unter Leitung von Friedrich Adler und später Dr. Karl Kautsky. Ich war also in einem beschränkten Rahmen mit Sozialfürsorge beschäftigt und darum besonders an Maries Werk interessiert. Was ich allmählich an Einzelheiten über ihre Vergangenheit hörte und las, verstärkte in mir die Gewißheit, hier einer wirklichen Persönlichkeit begegnet zu sein. Ihr ganzes Leben lang muß sie wohl auf jeden, der mit ihr in Berührung kam, einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben, trotz der immer wieder erwähnten Verschlossenheit ihrer Natur und ihrer offensichtlichen Herbheit.

In diesen Jahren des Wartens sah ich in Marie jedoch keine Verschlossenheit und kein Sich-in-Sich-Zurückziehen. Das ganz bescheidene und doch behagliche Heim, das sie in der kleinen Wohnung am Park für Emil und Käthe und sich

schuf; ihre enge Freundschaft mit Emil und Käthe; die Offenheit, mit der sie uns und anderen Freunden entgegenkam; ihre tiefe Mütterlichkeit – all das war immer spürbar und wurde in kleinen und oft rührenden Gesten ausgedrückt. Ich sehe sie getrocknete Früchte und Mandeln und Nüsse schneiden für das Früchtebrot, das sie für uns alle für die Feiertage backen würde. Ich sehe sie mit ihren Stricknadeln im Stuhl sitzen und mit liebevoller Sorgfalt Baby-Höschen und Söckchen stricken, als wir unser erstes Kind erwarteten. Ich spüre noch heute ihre Wärme und Anteilnahme und ihre Stärke, als dieses Kind kurz nach der Geburt starb. Ich sehe sie, ein paar Jahre später, am Weihnachtsabend in unserer kleinen Wohnung, wie wir unsere dreimonatige Kathy aus ihrer Wiege nahmen und zu den Kerzen am Baum brachten, und ich sehe das Glück in ihren Augen, gleichzeitig aber auch tiefe Trauer. Ich sehe ihr Leiden über Emils immer ernster werdende Krankheit.

In diesen Jahren war Marie für mich nicht die große Figur aus der Vergangenheit, nicht die erste Abgeordnete, die im Reichstag sprach, nicht die Gründerin der Arbeiterwohlfahrt, nicht die aus ihrem Wirkungskreis tragisch herausgerissene aktive, aber nun alte Frau, nicht die immer hilfsbereite Genossin, die, sobald das menschenmöglich war, mit hingebungsvoller Energie wieder ein Hilfswerk für die Freunde drüben in Gang zu bringen half.

Für mich war sie das Sinnbild einer Frau und Mutter, die sich nicht mit einem erfüllten *eigenen* Leben begnügen konnte, sondern die unter großen inneren und äußeren Kämpfen um einen Platz in der Gemeinschaft für *alle* unter Unrecht Leidenden rang. Oft muß ich an Käthe Kollwitz denken, an deren schwere Größe mich Marie immer wieder erinnert. Wie Käthe Kollwitz war sie in ihrem Herzen vor allem Frau und Mutter. Aber es war nicht genug für sie, das ausschließlich zu sein – zu viel Elend sahen beide Frauen um sich herum. Käthe Kollwitz gab ihrer Empörung gegen Hunger und Ausbeutung und ihrem brennenden Mitgefühl mit den Opfern in ihren aufrührenden Bildern Ausdruck. Marie wählte den Weg des politischen Aktivismus; die Liebe und Hingabe an ihre *eigenen* Kinder trat in den Hintergrund gegenüber der Sorge um das Schicksal aller Kinder.

Diese grundsätzliche Entscheidung führte sie zu einem Leben für die Emanzipierung der Frau, für die Anerkennung ihrer Rolle in der Gesellschaft, für die Erkämpfung der Rechte von Frauen und Kindern, für die Gleichberechtigung aller Menschen – kurz: für den Sozialismus. Ihr Leben brachte ihr große Befriedigung und Anerkennung, und damit eine innere Sicherheit und Ruhe, die auf alle, die mit ihr Kontakt hatten, ausstrahlte. Und doch war es mir, und wohl allen, die ihr als Mensch nahe waren, deutlich bewußt, daß über diesem vollen Leben

ein schwerer Schatten von Trauer lag. Viel Schweres hatte sie erlebt: den Tod der Schwester, mit der sie so innig verbunden gewesen war wie mit niemandem sonst, die Trennung von ihren Kindern, die Notwendigkeit, in ein fernes Land mit fremder Kultur und Sprache zu gehen, große wirtschaftliche Unsicherheit; das Problem, ob sie in ihrem Alter noch einmal einen Wirkungskreis finden würde, in den sie hineinpaßte, und wo sie ihre Kräfte und ihre Persönlichkeit einsetzen könnte.

So spürte man Schwere und Trauer in ihrem Wesen. Nie aber hörte man Klagen. Auf mich machte sie einen unauslöschlichen Eindruck. Noch relativ jung – im Vergleich zu ihr – hatte ich mit ähnlichen Problemen der persönlichen Lebensführung gerungen wie Marie in ihren jüngeren Jahren. In der Periode bis zur Emigration waren wir, wie sehr viele von unseren Freunden, zu dem Entschluß gekommen, daß in dieser unendlich schweren Zeit es ethisch unmöglich gewesen wäre, ein erfülltes privates Leben mit einem vollen Einsatz für die Arbeit im öffentlichen Leben zu verbinden. Daher der Entschluß, keine Kinder zu haben. Nun, in der neuen Umgebung, mit so ganz anderen Aufgaben als in früheren Jahren, mit Kontakt zu Menschen, die irgendwie in ihrem Leben beiden Welten der privaten und der öffentlichen – angehörten, wurde es uns klar, daß ein vollständiges Leben für uns, und ganz besonders für mich, ohne Kinder nicht möglich war. So erwartete ich im Anfang meiner Freundschaft mit Marie mein erstes Kind und Marie – selber Mutter und aktive Genossin – wurde für mich ein ermutigendes Sinnbild dafür, daß man beides sein konnte.

Dieser Weg, den Marie so früh wählte, zu einer Zeit, als die Frau nicht einmal das Recht hatte, sich darüber zu informieren, wie die sozialen Probleme gelöst werden könnten, geschweige denn, an einer solchen Lösung mitzuarbeiten, dieser Weg, den ich damals auch einschlug und den heute so viele Frauen wählen – er ist nicht leicht. Er war ungeheuer schwer in Maries jungen Jahren; seine Schwere lastete noch in ihrem Alter auf ihr. Er war für mich nicht leicht und ist auch für die heutige Generation junger Frauen voller Probleme. Meine Freundschaft mit Marie, das, was ich über ihre eigenen inneren Kämpfe erlebte (von mir oft nur gefühlsmäßig erfaßt, von ihr selten ausgesprochen), half und hilft mir zu verstehen, daß es keine einfache Lösung geben kann, kein »Entweder – Oder«, sondern daß jede Frau ihre eigene Synthese finden muß. Das Beispiel und die Erlebnisse von anderen sind wichtig, um an ihnen die eigenen Reaktionen zu prüfen. Aber die wesentliche Entscheidung darüber, was für den um eine Lösung ringenden Menschen richtig ist, die kann man nur allein treffen; dies, und die Verantwortung dafür, kann einem niemand abnehmen.

Wenn ich Marie richtig verstand, beruhte ihre Verschlossenheit auf dieser wesentlichen Einsamkeit, in der sie die ihr Leben bestimmenden Entschlüsse gefaßt hatte. Ich weiß schon: gute Freunde waren immer um sie – ohne Freundschaft wäre das Leben unerträglich. Aber wenn es zu den entscheidenden Fragen kam, da übernahm Marie, und nur sie allein, die Verantwortung. Die Stärke, die von ihr auf andere, jüngere, ausströmte, kam wohl im wesentlichen aus dieser Quelle: Man sah, wie schwer und doch erfolgreich ihr Leben gewesen war und noch war, man hörte sie weder klagen noch triumphieren, man wußte nur, daß sie die wesentlichen Aufgaben gemeistert hatte und daß sie zu uns, ihren Freunden, denen sie sich nahe fühlte, das unerschütterliche Vertrauen hatte, daß wir es auch schaffen konnten. Für dieses Vertrauen und diese Freundschaft danke ich Marie.

Im Januar 1949 kehrte Marie nach Deutschland zurück. Emil Kirschmann, der ihr mit Käthe in ein paar Monaten folgen sollte, wurde jedoch schwächer und schwächer, und im März desselben Jahres starb er in New York, bis zum letzten Augenblick umgeben von Freunden und vor allem von Käthe, die ihn hingebungsvoll pflegte. Marie hatte doch wohl damit gerechnet, daß er bald kommen würde.

Sie schrieb mir darüber am 20. April 1949:

»Ich wäre bestimmt noch nicht nach Deutschland gefahren, wenn ich nicht doch noch geglaubt hätte, daß mir Emil und Käthe bald folgen würden. Und ich muß es mir immer wieder erzählen, daß es Emils heftiger Wunsch war, daß ich fahren sollte ... M. hat mir geschrieben, daß Käthe ganz Unerhörtes geleistet hatte. Nicht nur in der Pflege, sondern auch an Selbstbeherrschung. Dadurch hätte sie es Emil leichter gemacht ... «

Dann sagt sie:

»Nun ist Emil nicht mehr da. Der Mensch, dem gegenüber ich immer zwanglos meine Gedanken aussprechen konnte, und der stets gewußt hat, was ich meine. Mit dem ich mehr als dreißig Jahre meines Lebens gemeinsam marschiert bin, und es waren dunkle Stunden in diesen Jahren enthalten. . .«

Am 8. Juni 1949:
»Nun ist es ganz still um mich geworden ... «

Und in einem langen und ganz offenen Brief später, vom 11. September 1949, sagte sie über ihre innere Situation:

»Du hast ganz recht gelesen und gefühlt. Ein restloses Glücksgefühl ist es nicht, wieder heimgekommen zu sein. Politisch enttäuscht bin ich nicht. Wir drüben haben es ja immer gewußt, daß die Entwicklung einen langsamen, schweren, mühseligen Weg hier in Europa und in Deutschland gehen muß, Und etwas von dem, was Du als »leise Trauer« bezeichnest, lebte ja schon bewußt in mir, bevor ich zum Schiff ging. Daran hat sich nichts geändert, das ist wie ein Schicksal, was man trägt. – Ich erinnere mich – jetzt hier während des Schreibens – an meine Schwester Elisabeth, die immer so viel sonniger, fröhlicher war als ich. Aber als der Krieg 1914 so plötzlich über uns kam und dann vier Jahre dauerte, als Emil, der ihr Nächste, und die vielen jungen Leute ins Feld mußten, und gleich in der ersten Zeit so mancher, den wir liebten und schätzten, fiel, – da war die Sonnigkeit aus ihrem Wesen verschwunden, und was später, viel später wieder zum Vorschein kam, das war nur noch der Abglanz von früher. – Es ist nun einmal so, daß man an dem Schicksal der Menschen mitträgt, auch wenn man so wenig daran ändern kann.

Auf der anderen Seite empfinde ich es doch als ein großes Glück, daß die Arbeiterwohlfahrt wieder in dieser Stärke da ist und so viele gesunde Entwicklungskeime in sich trägt ... Es geht hier auch ohne mich, es wäre auch gegangen, wenn ich nicht mehr herübergekommen wäre, aber es ist auch schön für mich, daß ich das noch sehen und erleben kann, und ein kleines, bescheidenes Bißchen noch dabei helfen kann. Nicht das Entscheidende, das tun die anderen ... «

Sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland starb Marie. Nur noch einmal durfte ich sie sehen, in ihrem schönen Heim in Düsseldorf, das sie mit Käthe Kirschmann, ihrer treuen Freundin und Pflegerin, teilte. Damals war sie schon sehr krank. Sie sprach darüber nicht; und obwohl sie sich über den Besuch freute, war sie, trotz äußerer Wärme, nun doch ganz verschlossen. Sie hatte sich völlig in sich selbst zurückgezogen und bereitete sich offensichtlich darauf vor, diese letzte Strecke des harten Weges, der ihr Leben gewesen war, allein zu gehen. In ihrer herben Einsamkeit lagen Größe und Würde.

In ihrem langen Leben hat Marie viele Menschen tief berührt. Sie hat die Geschichte der Arbeiterbewegung, und besonders die Befreiung der Frau, entscheidend beeinflußt. Was sie für mich, in meinem nur so kurzen Kontakt mit ihr, einmalig macht, ist ihre schöpferische Größe als Freundin, Mutter und Mensch.

Personenverzeichnis

Adler, Friedrich 124
Agnes, Lore 78
Altmann, Ida 36
Antrick, Otto 33
Auer, Ignaz 33

Baader, Ottilie 37, 42, 44
Bäumler 39, 40, 41, 42, 46
Bebel, August 33, 35, 42
Bernhard, Georg 35
Beyer, Georg 64
Bohm-Schuch, Clara 78, 103
Braun, Heinrich 35

Caspari, Hans 79, 81

Dreher, Andreas 122
Duesterberg, Theodor 117

Ebert, Friedrich 72, 94, 97, 106
Ehlers, Ella 89
Eisfelder, Hanna 119
Erdmann, August 62

Fey, Käthe
s. Kirschmann
Friedlander, Walter 79
Fritsch, Alma 101

Gierke, Anna von 84
Gohlke, Elisabeth (Schwester von M. J.)
s. Kirschmann-Roehl
– Henriette (Mutter von M. J.) 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 19, 20, 28, 30, 53
– Johann (Onkel von M. J.) 11, 12, 29
– Otto (Bruder von M. J.) 11, 13, 14, 20, 22, 27, 28, 29, 92
– Theodor (Vater von M. J.) 10, 11, 12, 14, 18, 19, 20, 26, 27, 29, 30, 53
Gotthelf, Herta 89, 105
Green, William 120
Grotjahn, Alfred 76
Grünberg, Helene 43
Grunwald, Max 52

Haase, Ernst 121
Hackel, Hedwig 121
– Nora 121
Haenisch, Konrad 52
Hanna, Gertrud 78
Hellinger, Hanna 121
Hertz, Paul 122
Heymann, Hugo 52
– Johanna 70, 76
Hitler, Adolf 88, 117

Hofrichter, Adolf 58, 62, 64

Ihrer, Emma 40

Jagow von 56, 65
Jaurès, Jean 65
Juchacz, Lotte 89

Kägi, Regina 122
Kaisen, Helene 89
Kautsky, Felix 121
– Karl 51, 121, 124
Kirschmann, Emil 61, 119, 120, 121, 123, 124, 127
– Käthe 123, 124, 125, 127, 128
– Robert 120
Kirschmannn-Roehl, Elisabeth 13, 16, 19, 26, 31, 32, 36, 38, 41, 48, 49, 50, 53, 55, 57, 59, 61, 63, 68, 71, 78, 92, 118, 119, 128
Kollwitz, Käthe 125
Kraus, Hertha 120

Lemke, Lotte 89, 91, 105, 118, 122
Liebknecht, Wilhelm 33
Löbe, Paul 85

Lüders, Marie-Elisabeth 110

Magnus, Erna 121
Maier, Hans 79
Marx, Karl 32, 51
Meerfeld, Else 58
– Jean 58, 64
Mennicke, Carl 118
Moses, Julius 118

Nemitz, Anna 118
Neuhaus, Agnes 110

Oppenheimer, Louise 121

Pätzel, Wilhelm 33
Pfülf, Toni 78

Robert 120
Roehl, Fritzmichael 70, 80
Roosevelt, Eleanor 120
– Franklin 120
Ryneck, Elfriede 78

Salomon, Alice 84
Scheidemann, Philipp 94
Scholz, Gertrud 50
Schroeder, Louise 78, 114
Schulz, Heinrich 52, 97
Simon, Helene 77, 80, 81, 82
Singer, Paul 33
Sollmann, Wilhelm 119
Stadthagen, Arthur 33
Stampfer, Friedrich 75
Stiegler, Anna 89
Stollmann, Wilhelm 64

Thälmann, Ernst 117

Wachenheim, Hedwig 79, 122
Wallraf 65
Webb, Beatrice 77
– Sidney 77
Welter, Marianne 121
Wengels, Margarete 37, 38
Weyl, Klara 78
Wilhelm II. 62, 64
Wissel, Rudolf 87
Wronsky, Siddy 78

Zetkin, Clara 37, 43, 97
Zietz, Luise 49, 54, 93, 95, 97
Zörgiebel, Carl 59, 62, 65
Zubeil, Fritz 33